

Der neue Bundespräsident

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 2. Januar

Der Wanderer.

Von H. Huggenberger.

Ich hab' von einem Tag geträumt,
Von einer Stunde, stolz und groß,
Ich sah das Glück von ferne,
Nun find' ich seinen Schatten bloß.

Auf heißen Straßen lief mein Fuß,
Kein Stein zu schwer, ich wälzt' ihn weg,
Ueber des Abgrunds Grauen
Trug schwankend mich der schmale Steg.

Nun singen Geigen leis und laut,
Der Becher glüht, gefüllt zum Rand,
Kann ich ihn heben und neigen
Mit meiner müden, harten Hand?

Der neue Bundespräsident.

In ihrer Sitzung vom 17. Dezember wählte die vereinigte Bundesversammlung zum Präsidenten des Bundesrates Herrn Bundesrat Dr. Giuseppe Motta, zum Vizepräsidenten Herrn Bundesrat Camille Dècoppet.

Diese Wahlen dürfenfüglich als ein gutes Omen für die eidg. Politik des Schicksalsjahres 1915 bezeichnet werden. Durch sie werden die Vertreter der beiden Nationalitäten im Bundesrate, die die Minderheit in unserem Volke darstellen, mit den höchsten Ehrenstellen betraut, die unser Staat zu vergeben hat. Wenn auch die Zufälligkeit der Reihenfolge bei diesen Wahlen eine Rolle gespielt haben mag, so ist doch der gute Wille der Mehrheit damit augenscheinlich dokumentiert und muß unsere tessinischen und welschen Bundesbrüder mit Genugtuung erfüllen und in ihnen die Ueberzeugung stärken, daß ihr Einfluß in gemeineidgenössischen Angelegenheiten nicht gemindert werden will.

Von ganz besonderer Bedeutung für die Schweiz ist der Eindruck, den die Wahlen, insbesondere die des Bundespräsidenten für dieses Jahr,



Bundespräsident Dr. Giuseppe Motta.

Phot. Suß, Bern

im Ausland erwecken. Ganz ohne Zweifel sind der Schweiz durch die Wahl des Herrn Dr. Motta zum Bundespräsidenten in Italien Sympathien erstanden, die sie vorher nicht befaß. Und diese Sympathien — gleichviel, ob sie sich auf die falsche Auffassung, daß der schweizerische Bundespräsident die eidgenössische Auslandspolitik leite, stütze oder nicht — sie könnten uns im neuen Jahre recht gelegen sein. Denn wenn nicht alles täuscht, so fühlt Italien sich berufen, in diesem Kriege ein gewichtiges Wort zu sagen; dann hängt unser politisches und wirtschaftliches Wohl und Wehe zu einem nicht kleinen Teile vom Verhalten Italiens uns gegenüber ab.

Giuseppe Motta ist ein Tessiner; sein Vater und sein Großvater führten den Gasthof zur Post in Mirolo, der vor der Eröffnung der Gottthardtbahn die Postpferde- und Waren-Ablagehalterei inbegriff. In den tessinischen Volksschulen, auf dem bischöflichen Gymnasium zu Ascona und auf dem Lyzeum in Freiburg empfing er die allgemeine Schulung, an den Hochschulen in Freiburg, München und Heidelberg betrieb er sein juristisches Stu-

dium, das er an letzterem Orte mit dem Doctorexamen glänzend abschloß. So haben ihn die Abstammung und das Studium in der italienischen Kultur wurzeln, aber in der französischen und deutschen wachsen lassen. Diefem glücklichen Umstand verdankt er seinen reinen schweizerischen Standpunkt in der inneren und äußeren Gesinnung, einen Standpunkt, der einem Tessiner besonders hoch anzurechnen ist, weil das Gefühl, einer Minderheit anzugehören, wie dies ganz natürlich ist, gar leicht den Blick trübt.

Dieser Standpunkt hatte schon den jungen Politiker, den Führer der tessinischen konservativen Partei gekennzeichnet. Im Jahre 1895 war Motta in den Großen Rat des Kantons Tessin und 1899 in den Nationalrat gewählt worden. Immer hat er das Wohl des Vaterlandes über die Partei- und Kantonsinteressen gestellt. Am besten charakterisieren seinen Standpunkt und seine Gesinnung die schönen Worte, die er bei seiner Wahl zum Bundesrat 1911, beim Abschied aus dem Tessin vor seinen Freunden gesprochen hat: „Es soll die Sorge des guten Bürgers nicht darin bestehen, daß er die Mitbürger ihrer Parteizugehörigkeit wegen lieblos behandle, sondern daß er vielmehr in die Parteiprogramme und das Parteivirken hinein einen idealen Inhalt bringe, der die Ge-

müter für die Gerechtigkeit, den Fortschritt und die Freiheit entflammt. Die beiden höchsten Lebensideale sind für mich jene geblieben, die ich auf den Knien der Mutter und auf der Schulbank kennen gelernt habe: Gott und Vaterland! Die Religion gehört zu den stärksten Faktoren der gesellschaftlichen Erziehung. Heute, wie ehemals, halte ich dafür, daß sie der Staat nicht vernachlässigen kann, ohne dadurch seinen eigenen Schaden heraufzubeschwören. Die Vaterlandsliebe ist die Kraft der starken Völker, in der verehrenden Liebe zum Vaterland können sich alle Herzen vereinen und verbrüdern, im ergebnen Dienste des Vaterlandes finden die edelsten Gefühle und die schönsten Bestrebungen des menschlichen Herzens ihre volle Befriedigung.“

In der kurzen Zeit seines Wirkens als Bundesrat hat Dr. Motta bewiesen, daß er eine ausgezeichnete Arbeitskraft ist. Als Vorsteher des wichtigen Departementes der eidgenössischen Finanzen hat er eine erstaunliche Tatkraft und einen echt staatsmännischen Weitblick gezeigt. Dazu kommt ein freundliches, schlichtdemokratisches Wesen, das ihm zur Achtung auch die Sympathie und die Liebe des ganzen Schweizer-volkes verbürgt.

Und dann kam das Jahr 1914.

Novelle von Jakob Bührer, Bern.

An einem Juliabend lehnte der junge Schlossermeister Christian Zurslüh in seiner Werkstatttüre und überflog das Bezirksblättchen, das ihm eben unters Fenster gelegt worden war. „Sturmvogel“, hieß die Ueberschrift des Leitartikels. Aber Zurslüh schob verächtlich die Unterlippe vor, als er den etwas windigen Kern des Aufsatzes herausgelaubt hatte. „Angsthasen“, murmelte er, und las mit größerer Aufmerksamkeit auf der dritten Seite einen Bericht von der Landesaussstellung in Bern. Dann schlüpfte er aus seinem dunkelblauen Uebergewändchen, und als sorgfältig, ja elegant gekleideter Herr schloß er die Werkstatt hinter sich ab, schwenkte um das blühende Sommergärtchen des Nachbarhauses und stieg ein Fußpfädlein über duftendes Heuland hinunter zur „Rheinschau“, ein altes, braves Landgasthaus, dessen hölzerne Laube über den Rand des grünen Flusses hinaus hing, der mit weitem Bogen aus halbdigem, abendsonnigem Junglaub herausbrach. Ein Kartengruß von „Ihrer alten Base Katerli“, der neben Zurslüh's Besteck lag, ließ den Mann die stille Sommerluft der im Ueberfluß spendenden Stunde vergessen. „Ihre alte Base?“ Weiß Gott, zwei Jahre älter als er, zweiunddreißig, mhm, schon ein ganz nettes Pädlein für eine Ledige! Vor fünf Jahren hatte er sie das letzte Mal gesehen, in Taranto, dem kleinen Nest. Im August; scheußlich heiß war's gewesen. Ihm hatte die ganzen acht Tage das Hirn gesotten. Er hatte nur noch ganz wenige Eindrücke: Tief blaues Meer mit weißen Wellenkämmen, braune, dürre Grassteppen, darin ab und zu blendend weiße Städtchen. Manchmal auf einer Landstraße schwere, gelbliche Ochsen, die mit den Hörnern kleine Holzwagen zogen, und deren Hufen tief in den sandigen Straßen verlanken. Dann eine kleine Spazierfahrt mit einem elenden Gaul in einem noch elenderen Chaischen, er neben „Katarina“, wie die Herrschaft und die Kinder die Gouvernante riefen. Das war eigentlich alles, was ihm von jenem Zusammentreffen in Erinnerung geblieben war, und doch war er damals nach Taranto gefahren, um sie, wenn er sich recht erinnerte, zur Frau zu nehmen. Aber

von der Hitze hatte er einen derart dummen Kopf, daß er überhaupt zu nichts kam. Nun war sie also in der Schweiz. „Noch bis zum 30. an der Landesaussstellung“, hieß es auf der Karte und unten die Adresse.

„Also hopp!“ machte er und goß schwungvoll den Rest Rotwein in den Hals. Aber mit sehr nachdenklicher Bewegung erreichte das Glas wieder die Tischplatte. — Mhm? Zweiunddreißig? Mit zwanzig hätte er sie nehmen sollen, Donnerwetter, das war noch ein Freßsen gewesen. Was sind im Dezember gelesene Trauben? Freilich, was war er mit achtzehn Jahren? Ein Gewerbeschülerlein, mit einer grünen Mütze, einem rauchenden Hochmut und nichtskönrendem Herzen und Händen. Und was war er jetzt? Inhaber einer kleinen Schlosserwerkstätte, eines Bankguthabens von 70,000 Franken, das ihm der letzte Wille einer Großtante, die sie ihm als Entschädigung für die während anderhalb Jahrzehnten geduldig ertragenen Mahnbrieife zu einem tugendhaften, keuschen Lebenswandel überwiesen hatte, nachdem sie 23 Wohltätigkeitsvereine und Anstalten mit sehr ansehnlichen Unterstützungen bedacht hatte. Die Schlosserwerkstätte war ja im Grunde ein Luxus. Außer zwei, drei Architekten, mit denen er befreundet war, bestellte kein Mensch etwas bei ihm, nachdem er eines Tages der Magd des Gemeindepräsidenten erklärt hatte, er stide keine alten Schlösser, er mache nur Kunstschmiedearbeiten. Damit hatte er sich den alten Schlosser des Dorfes zum aufrichtigen Freund gemacht, während alle übrigen ehrbaren Erwerbsmenschen ihn neuerdings für einen „Bajaz“ hielten, dem es im Kopf nicht ganz recht sei, sonst würde er doch das Geld nehmen, wo es zu verdienen sei. So hätten's seit undenklichen Zeiten alle Leute in Rheinhofen gemacht, und darum seien die Rheinhofener fast durchs Band weg habliche Leute, was sich schon darin zeige, daß im ganzen Schweizerland nirgends weniger Steuern erhoben würden als in Rheinhofen.

Also Zurslüh's Schlossergewerbe hatte vorläufig noch keinen goldenen Boden. Aber Zurslüh war nach dem Ab-